



Krieg spielen: Der Fotograf Andreas Mühe in seiner Installation „Kuschelbunker / Spielplatzbunker“ (2023) in Frankfurt

Foto Frank Röth; VG Bild-Kunst 2025



Schorschi rennt

Von Guido Holze

Mein Gott, liebe Fernsehfilm-Produzenten, dramatischer als beim letzten Mal in unserer TV-Soap „Anna und Basti“ geht es nun wirklich nicht. Das war der Kampf der Giganten: Basti Bach und Schorschi Händel kreuzten im Leipziger Musikzimmer die Klängen. Beinahe hätte der dicke Londoner unseren sympathischen Protagonisten erdolcht. Doch der Angreifer floh, als der kleine Philipp seinen gläsernerschmetternden Schreier tönen ließ. Nun sehen wir Schorschi durch einen barocken Heckenirrgarten rennen. Wie es in Opern möglich ist, singt er dabei: „Zu Hilfe! Zu Hilfe! Sonst bin ich verloren!“

Ja, gut, geschenkt, das ist aus Mozarts „Zauberflöte“, aber doch auch so altes Zeug und wenigstens noch ein bisschen bekannt. Dazu sehen wir in avantgardistischer Schnitttechnik immer wieder Bilder vom diabolisch schreienden Philipp sowie in Aufsicht aus der Drohnensicht, wie die Leipzig-Clique von allen Seiten her den panischen Schorschi im Irrgarten umzingelt. Anna und ihre Zwillingsschwester Berta, die verschwisterten Thomanerinnen Threschen und Lieschen, Basti und Philipp rücken immer näher.

Schorschi versucht sich vom Gedanken an den dunkelhäutigen Philipp loszureißen und spricht sich Mut zu: „Es gibt doch auch schwarze Vögel auf der Welt, warum denn nicht auch schwarze Menschen?“ Als er zunächst nur Anna erblickt, die er für seine verhasste Frau Berta hält, reißt er sich zusammen: „Ah, da ist ja das schöne Fräuleinbild noch“, sagt er bitterböse und setzt zur Verfolgung an. Anna läuft weg. An einer entfernteren Weggabelung steht schon Berta und ruft: „Fang mich doch, du dicker Schorschi!“ An den nächsten Kreuzungen treiben Threschen und Lieschen das gleiche Spiel: „Blöder Onkel aus London!“ rufen sie und strecken die Zungen raus, ehe sie abhauen.

Fast könnte einem der Wohlbeleibte leid tun, wie er da im Zentrum des Labyrinths keuchend an der Erde sitzt, von der ganzen Meute umstellt. Mit großen Augen sieht er zum ersten Mal Anna und Berta nebeneinander. Basti ergreift drohend das Wort: „Ich weiß nun, wer du bist, Schwager Schorschi! Und, ey, ich weiß, wo dein Haus wohnt! Daher fordere ich dich hiermit zum musikalischen Duell.“ Fortsetzung folgt.

Baden in einem Meer aus Bunkern

Vor einem dunklen Vorhang werden sie von Scheinwerferlicht angestrahlt wie Diven auf einer Bühne: Ob sie nun schreien, sich widerspenstig von der Kamera wegdrehen oder still sitzen – diese Katzen bekommen einen großen Auftritt. Was die von Andreas Mühe in Szene gesetzten Tiere allerdings in einer Ausstellung der DZ Bank Kunststiftung zu suchen haben, die deutsche Geschichte und ihre Folgen in den Blick nimmt, erschließt sich nicht auf den ersten Blick.

Erst über die an der nebenliegenden Wand hängenden Totenmasken der Serie „RAFNSU“, die sich mit dem Grauen des deutschen Terrorismus und der Radikalisierung „an den extrem linken und rechten Rändern“ auseinandersetzen, wie Mühe sagt, indem sie Gesichtsabdrücke von Mitgliedern der RAF und der NSU – darunter eine Maske der noch lebenden Rechtsextremistin Beate Zschäpe – zeigt, wird deutlicher, worum es in der 2024 entstandenen Fotoreihe geht: „Beates Katzen“ zeigen Katzen, aber darunter ist eben auch die eine, die der NSU-Terroristin gehörte und die sie 2011 aus dem Haus in Zwickau holte und zur Nachbarin brachte, bevor sie es in die Luft sprengte.

Kann man Fürsorglichkeit und Liebe für Tiere empfinden, während man in der Frankfurter Ausstellung „Im Banne des Zorns“, die einen Blick auf Mühes Werke der vergangenen 20 Jahre gewährt, stellt der Künstler die Frage noch einmal eindringlich. Welche der fotografierten Katzen denn nun die von Zschäpe sei, eine „Zeugin“, die er für seine Arbeit extra im Tierheim aufgespürt hatte, will der Fotograf aber nicht preisgeben. Nicht nur weil die Katzen im Grunde austauschbar sind.

Sondern wohl auch weil sich über dieses zunächst banal anmutende Motiv der Katzenliebe eine seltsame Art von Verbindung entwickelt: Zwischen dem Betrachter und den Katzen und dem, wofür sie stehen – und weil sich die Erkenntnis ergibt, dass es sich auch bei diesen Personen um Menschen handelt, die irgendwo wohnen, eine Katze halten und eine Nachbarin haben, zu der sie das Tier bringen. Das Grauen bekommt so einen Riss, durch den wir lügen können. Und es

FRANKFURT Andreas Mühe untersucht Spuren der deutschen Geschichte: Seine präzise konstruierten Fotografien und seine Installation mit Kuschelbunkern sind jetzt in der DZ Bank Kunststiftung zu sehen.

Von Katharina Deschka

ist uns nicht mehr möglich, so zu tun, als ginge uns das alles gar nichts an.

Denn die Spuren von dem, was geschehen ist in Deutschland, sind allüberall noch vorhanden. Der 1979 in Karl-Marx-Stadt geborene Andreas Mühe macht sie zum Thema, schon seit vielen Jahren. Ob er nun in der Serie „Kanzlerbungalow“ 2021 Angela Merckels Double durch den Bungalow laufen lässt, in dem zuletzt Helmut Kohl lebte – auf den Spuren der Macht, denn hier trafen sich Politiker aus aller Welt. Oder in der Serie „Wandlitz“ 2011 die Häuser der DDR-Elite aufnimmt: Hier lebten abgeschieden vom Volk einst Politiker wie Erich Mielke, Erich Honecker, Walter Ulbricht. Doch so, wie Mühe die Häuser zeigt, grell angestrahlt vor schwarzem Nachthimmel, sehen sie aus wie Häuschen aus Pappmaché, als könnte man sie mit einem Hauch umpusten – reine Fassade. Und es stellt sich, wie so oft bei den Arbeiten Mühes, die Frage, was hier gezeigt wird und was nicht, was Fiktion ist und was Wahrheit. Und was das Weglassen in Gang setzt.

Nach einer Ausbildung zum Fotolaboranten in Berlin arbeitete Mühe zunächst als Fotoassistent für Ali Kepenek in Berlin und Anatol Kotte in Hamburg. Seit 2001 ist er freier Künstler. Seine Werke waren unter anderem in den Deichtorhallen in Hamburg, in der Nationalgalerie der Gegenwart in Berlin und im Frankfurter Städel Museum zu sehen. Er arbeite nach wie vor analog, sagt Mühe, mit der Plattenkamera. Seine

aufwendig inszenierten Kunstwerke sind bis ins Detail durchkomponiert. Mit ihnen hinterfrage er Konstruktionen von Identität, Erinnerung und Geschichte, schreibt die DZ Bank Kunststiftung. Seit Jahren kaufe sie Mühes Arbeiten für die Sammlung an, sagt Leiterin Christina Leber. So sei die Präsentation „zu 90 Prozent“ mit Werken des Künstlers aus eigenen Beständen bestückt. Sie solle eine Auseinandersetzung mit Geschichte ermöglichen – auch mit der eigenen.

Denn tatsächlich sucht Mühe Orte auf, die sich tief ins kollektive deutsche Gedächtnis gegraben haben. Für die Bildserie „Obersalzberg“ (2010–2012) fotografierte er dort, wo Hitler seinen „Berghof“ zu einem Machtzentrum des Deutschen Reichs ausbaute, die Landschaft, die bis heute mit dem Nationalsozialismus in Verbindung gebracht wird. Drei Arbeiten der Werkreihe sind zu sehen. Das Bild „Mooslahnerkopf“ (2010) zeigt eine tief verschnitten Aussichtsplattform, die sich ins Nichts öffnet: Dichter Nebel liegt über dem Alpenpanorama, das die nationalsozialistische Propaganda als idyllische Bergkulisse für die Inszenierung Hitlers nutzte. „Ich war auf der Suche, gibt es diese Motive noch, gibt es diese Sichtachsen noch“, so Mühe. Zwei weitere Aufnahmen zeigen einen Mann, der devot nach unten blickt: einmal nackt und einmal in Uniform. Dies Bild gehöre zu einer Serie von Männern, die auf der Berghofterrasse vor Hitler stehen, sagt Mühe. Er ließ Darsteller die Haltung von



Mögliche Zeugin: „Katze 9“ (2024) aus der Serie „Beates Katzen“ Foto Andreas Mühe, VG Bild-Kunst, 2025

Hitlers Untergebenen nachstellen, die er auf historischen Fotografien entdeckt hat.

Besonders berührend ist die Serie „Mischpoche“, für die sich Mühe 2016 bis 2019 mit seiner Familiengeschichte auseinandersetzte. Seinem Vater, dem Schauspieler Ulrich Mühe, und seiner Mutter, der Intendantin Annegret Hahn, hat er je ein Familienbild gewidmet: Wie auf einer Bühne sind Kinder, Geschwister, Großeltern um das Familienoberhaupt drapiert. Wer nicht mehr lebte, den hat der Fotograf von Maskenbildnern bauen lassen, also auch Mühes Vater Ulrich.

Ein zeitaufwendiger, ein nervenaufreibender Prozess sei diese Beschäftigung mit der Familie gewesen, sagt Mühe. „Ich musste ein Jahr Pause einlegen.“ Die Inszenierungen zeigten „eine Vorstellung von Familie, die so nie existiert hat“, so der Künstler. Seine Eltern waren geschieden. Bei seinem Vater habe er gelebt, bis er vier Jahre alt war. Auch dass seine Familie immer stark in der Öffentlichkeit gestanden habe, spiele in seinen Bildern eine Rolle. „Wonach sucht man eigentlich in der Familie?“, habe er sich gefragt. Die Undurchlässigkeit des Themas, das sich so durchlässig gebe, zeigten die weiteren, in Glasschränken verschlossenen Porträts, darunter auch das Haus der Familie in Grimma: „Ich nenne es die Familie in Aspek“, sagt Mühe.

Mit seiner ersten installativen Arbeit aus der Serie „A.M. Bunker“ (2023), die ähnlich zuvor im Kunsthaus Dahlem zu sehen gewesen ist, einem Meer aus handgenähten „Kuschelbunkern“ und einem „Spielzeugbunker“, in dem man sich verstecken kann, endet die Ausstellung mit dem Angebot, sich hineinzuwerfen in die Kissen, die tatsächlichen Bunkern nachempfunden seien, wie Mühe versichert. Bei Reisen an den Atlantik fand er an den „schönsten Stellen“ diese Spuren der Nationalsozialisten. Mit den weichen Objekten kann man Politik und Geschichte noch einmal neu begreifen. Spielend.

IM BANNE DES ZORNS

DZ Bank Kunststiftung, Platz der Republik, bis 24. Mai. Eröffnung am 25. Februar um 19 Uhr in Anwesenheit des Künstlers. Künstlergespräch am 2. April um 18 Uhr. Podiumsgespräch mit dem Künstler am 8. Mai um 18.30 Uhr.

Liebe gibt es hier nicht

MAINZ „Leuchfeuer“ ohne echte Tragik

Auf einer kleinen Insel vor der Westküste Irlands lebt die Malerin Beiv (Andrea Quirbach) in einem alten Cottage. Gerade hat sie die Außenwände des Hauses abreißen und durch riesige Fenster ersetzen lassen. Ihrem Sohn Colm (Henner Momann), der sie nach vielen Jahren der Abwesenheit unangekündigt besucht, erklärt sie, dass sie nichts zu verbergen habe, und über seine Empörung über das zerstörte Haus seiner Kindheit geht sie unbeeindruckt hinweg. Schon die ersten Minuten in Nancy Harris' Familiendrama „Leuchfeuer“ zeigen, dass zwischen Mutter und Sohn eine tiefe Kluft besteht, die feministische Künstlerin und der in Kalifornien als Computerexperte lebende Colm haben wenig gemeinsam.

Schnell wird auch deutlich, dass ein Grund für die gegenseitige Abneigung der vor vielen Jahren auf ungeklärte Weise ums Leben gekommene Ehemann von Beiv ist. Nicht nur Colm, auch die Leute im Dorf verdächtigen Beiv, dass sie an dem Tod nicht unschuldig ist, irgendwann fliegen Steine durchs Glas, doch die ganz auf ihr Werk fixierte Beiv bleibt davon unberührt wie von den dauernden verbalen Attacken ihres Sohnes. Der Mutter-Sohn-Konflikt wird durch zwei weitere Figuren noch verstärkt. Colm ist frisch mit der jungen amerikanischen Kunststudentin Bonnie (Jil Devresse) verheiratet, die das Schaffen Beivs kritiklos bewundert und vergeblich versucht, in Verbindung mit ihr zu kommen. Und schließlich ist da noch Colms offen homosexueller Jugendfreund Donal (Philippe Thelen), der ebenfalls auf die Insel zurückgekehrt ist und Colm daran erinnert, dass sie einmal mehr waren als nur Kumpels.

Die Ereignisse spitzen sich zu, als Bonnie nach einem Streit mit Colm wegläuft. Als sie später in der Nacht zum Haus zurückkommt, entdeckt sie Colm und Donal in inniger Umarmung. Danach ist sie für ein paar Tage verschwunden, und als sie wieder auftaucht, bringt sie ausgerechnet Ray (Fábio Godinho) mit, der für seinen Crime-Podcast über den angeblichen Mord an Beivs Ehe-

mann recherchiert. Das Stück endet mit mehreren langen Dialogen und Monologen. Beiv erklärt ihrem Sohn, wie es zum Tod des Vaters kam, eine traurige Verstrickung schicksalhafter Begebenheiten wird offenbart. Zur Versöhnung kommt es indes nicht, kein einziges Mal berühren die beiden einander, Liebe gibt es hier nicht.

Fábio Godinhos Inszenierung der Familientragödie überzeugt durch eine geradezu filmische Erzählweise mit vielen Schnitten und schnellen Dialogen. Dazu passt auch die beeindruckende Lichtregie (Marc Thein), denn im Bühnenhintergrund (Bühne: Marco Godinho) schimmert die irische Atlantikküste in immer neuen Farben, wechseln Dunkelheit und grelles Tageslicht, spiegeln die Lichtverhältnisse immer auch die Gefühle der Figuren. Das Schauspielensemble, das sich in dieser Koproduktion des Mainzer Staatstheaters mit Les Théâtres de la Ville Luxembourg aus Ensemblemitgliedern beider Häuser zusammensetzt, spielt die oft sehr langen Wortwechsel mit großer Natürlichkeit, manches Detail geht dabei im leise gesprochenen Hin und Her unter.

Knapp zwei Stunden lang folgt man diesem aus vielen kurzen Einzelszenen zusammengesetzten Verfall einer Familie mit großer Spannung. Doch kann die intensive Inszenierung nicht darüber hinwegtäuschen, dass die irische Dramatikerin Harris in ihrem 2019 uraufgeführten Stück zu viele Themen gleichzeitig verhandelt. Mal ist „Leuchfeuer“ ein Künstler-, mal ein Familiendrama, mal geht es um verdrängte Homosexualität, mal um eine lang zurückliegende Schuld. Auch fehlt es den Figuren an dramatischer Fallhöhe, letztendlich gibt es keine wirklich tragische Figur, alle Konflikte und Nöte werden gleichsam therapeutisch im Dauerpalaver besprochen, und es bleibt ein etwas fader Nachgeschmack. MATTHIAS BISCHOFF

LEUCHTFEUER Staatstheater Mainz, Kleines Haus, nächste Aufführungen am 7., 11. und 23. März

Eine Wahlparty der etwas anderen Art

FRANKFURT Das Koala Kollektiv hat im Mousonturm zum gemeinsamen Schreien und Wutauslassen eingeladen

Lauter Geschrei, Jubelrufe oder tiefe Trauer: Raum für Emotionen gibt es im Mousonturm an diesem Wahlabend reichlich, denn hier hat das Koala Kollektiv zu einer „anderen Wahlparty“ eingeladen. Der Andrang ist riesig: Schon eine Stunde nach Veranstaltungsbeginn muss notgedrungen ein Einlassstopp verhängt werden. Eine Sprecherin des Kollektivs schätzt die Besucherzahl an diesem Abend auf insgesamt knapp 800. Das bestätigte den Bedarf für ein solches Angebot, ergänzt sie. In fünf Räumen können sich die Besucher interaktiv mit den Emotionen Verdrängung, Wut, Verhandlung, Depression und Akzeptanz auseinandersetzen – diese Einteilung basiere auf den fünf Phasen der Trauer der Psychiaterin und Sterbeforscherin Elisabeth Kübler-Ross, sagen die Veranstalter.

„Vergiss Kummer und Sorgen, fahr mit dem Traumschiff ins Morgen“ steht also in schnörkeliger Schrift an der Wand im Raum der Verdrängung. Auf einem uralten Röhrenfernseher läuft die ebenso uralte Fernsehserie „Das Traumschiff“, in einer Box liegen rosarote Brillen griffbereit. Ganz anders sieht es im Raum der Depression aus: Ein schwarzer Saal, die Besucher hier tragen Kopfhörer und werden in einem Rundgang mit Bildern von Waldbränden oder Überflutungen konfrontiert. Am Ende des Raumes ertönt ein leises Vogelzwitschern. „Das soll ein positives Signal senden“, erklärt eine Vertreterin des Kollektivs.

Im Raum der Verhandlung gibt es den „Engage-O-Mat“: Hier könnten die Besucher herausfinden, welche Organisation am besten zu ihnen passt. Im Raum der

Wut steht unter anderem eine „Scream-Machine“, die vor allem den Kindern gut gefällt: Hier soll man so laut wie möglich schreien – in einen Telefonhörer. Außerdem können sich die Partygäste kreativ an Wahlplakaten austoben. „Die Wut rauslassen, ohne Grenzen zu überschreiten“, kommentiert dies ein Mitglied des Kollektivs, was das Publikum im Raum treibt.

Etwas 50 Mitglieder des Kollektivs sind an diesem Abend im Mousonturm ehrenamtlich tätig. Zwei Monate Vorarbeit stecken in der „Wahlparty“. Mit dem Abend habe das Kollektiv einen Raum für politische Diskussionen schaffen wollen. Dass „Leute ins Tun kommen, wenn ihnen danach ist“, wünschen sich die Aktivistinnen nach der Veranstaltung – vor allem aber nach der Bundestagswahl. Dazu gehört auch der namengebende kollektive Schrei,

zu dem die Gäste eingeladen werden. Damit ist die Tanzfläche im ersten Stock frei gegeben. Und wo vorher die Wahlergebnisse auf einer Leinwand verfolgt werden konnten, legt bis 23 Uhr das weibliche DJ-Kollektiv GG Vybje auf.

Das „Public Screaming“ hat nicht nur im Mousonturm stattgefunden – in ganz Deutschland, unter anderem in der Münchner Kammerspielen und im Theater Konstanz hat es ebenfalls solche Formate gegeben, im Förderprogramm „heimat“ vom Haus der Kulturen der Welt Berlin organisiert. Den gestalterischen Zuschlag in Frankfurt hat das Koala Kollektiv erhalten, das sich 2020 in Frankfurt gegründet hat und für Klimagerechtigkeit einsetzt. Dazu gehöre die Förderung von Demokratie – und demokratisch war diese Art der Wahlverarbeitung allemal. eler.



Therapeutisches Dauerpalaver: Szene mit Jil Devresse als Bonnie und Regisseur Fábio Godinho als Ray Foto Patrick Galbats